

borgen. Alle Erklärungen treffen immer nur schon Befähigungen urtümlichen Instinktes. Er muß in der Seele der gallischen Urbevölkerung verankert sein.

Jedenfalls lehnt Frankreich heute ein blutmäßiges Einheitsprinzip völlig bewußt ab. Es ist der erste Staat der weißen Rasse, der ohne jedes Zaudern auch die blutfremdesten Rassen völlig in sich aufnehmen will. Heute, ganz aufrichtig und durchaus nicht nur aus Angst: Neger und Mauren.

Bisher war die Assimilationskraft der französischen Staatsidee für Frankreich nur ungemein günstig. Nun aber steht die Frage Afrika auf. Ob es auch Afrika verdauen kann?

Afrikaner haben keine begrifflichen, sondern nur blutmäßige Instinkte. Mauren und Neger haben, wo sie nicht durch weiße Skrupellosigkeit überwältigt sind, sehr strenge Blutmischungsgesetze. Die Frage ist zum mindesten offen, ob die Verderbung der farbigen Völker durch die weiße Zivilisation bis zur Instinktauslöschung gehen wird. Oder ob nicht zuletzt doch immer, wie bisher durch alle Jahrhunderte und Jahrtausende, für Afrika nur Afrika siegt.

In diesem Fall könnte das bisher immer so einfach siegende französische Einigungsprinzip nur in der Staatsidee Gefahr des Untergangs bedeuten, sogar nicht nur für Frankreich.

Frankreich unterhält dauernd in seinem Süden starke farbige Regimenter. Kein Franzose empfindet den geringsten innern Widerstand gegen eine gesellschaftliche Mischung mit Farbigen. Von solcher völligen gesellschaftlichen Toleranz bis zur Blutmischung ist nur ein kleiner Schritt, der von der Gelegenheit abhängt.

Was diese Frage für Europa bedeutet, ward schon oft gesagt. Für das germanische Europa steht die Frage so: Mongolen, Russen, Slawen von Osten. Vom Westen Franzosen, die die Farbigen heranschleppen. In der Mitte dieses riesenmäßigen Druckes das entwaffnete, diffamierte Deutschland mit seinen blutmäßigen Völkerverwandten England und Amerika auf der gegnerischen Seite.

Margarete Kurlbaum-Siebert.

Karl Barth und Emanuel Hirsch.

Antwort an Emanuel Hirsch.

Lieber Herr Kollege Hirsch! Bonn, 17. April 1932.
Ein solcher öffentlicher Redewechsel ist gewiß auch nach Ihrem Empfinden für die Beteiligten selbst wie für die freiwillig oder unfreiwillig Zuhörenden eine versuchliche und leicht sehr unerbauliche Angelegenheit. Aber ich muß zugeben, daß ich Ihnen durch die mehrfache Nennung gerade Ihres Namens in meinem Artikel in der „Frankfurter Zeitung“ einigen Grund gegeben habe, mir diesen „Offenen Brief“ zu schreiben und damit auch das Recht, an derselben Stelle zu hören, was ich dazu zu sagen habe.

Sie müssen mir freilich verzeihen, wenn ich nun einiges nicht tue, was Sie und die Leser des „Deutschen Volkstums“ vielleicht von mir erwarten und was ich an sich auch sehr wohl tun könnte. Ich möchte vor allem Ihren Klagen hinsichtlich meines „Bildes“ von Ihrer Stellungnahme, ihren vielen: „Die Wahrheit ist . . .“ keine Aufrechnung gegenüberstellen hinsichtlich der

Punkte, in denen ich meinerseits das, was ich in der „Frankfurter Zeitung“ in Wirklichkeit geschrieben habe, durch Sie in schmerzlicher Weise entstellt und mißbraucht finde. „Die Wahrheit ist“, daß solcher Hader um die Worte gerade zwischen Leuten, die sich sachlich so fern stehen wie Sie und ich, ohne alle Frucht ins Unendliche gehen könnte. Auch mein Schicksal, in der Schweiz meine Heimat und in Deutschland meine Lebensaufgabe zu haben, und das bißchen Ernst, mit dem ich es versuche ein guter Deutscher zu sein, ohne aufzuhören ein guter Schweizer zu bleiben, möchte ich, soviel Gewicht Sie anscheinend darauf legen, nicht zum Gegenstand einer Apologie machen: ich will nicht erst ausführlich werden darüber, daß Sie der Kenner nicht sind, der mein Verhältnis zu dieser meiner besonderen Lage und Aufgabe zu beurteilen vermöchte und vor dem ich mich sonnetwegen zu rechtfertigen hätte. Was ich in der „Frankfurter Zeitung“ geschrieben habe und wie ich es geschrieben habe, gibt mir das Recht festzustellen, daß diese persönliche Frage überhaupt schlechterdings nicht zur Sache gehört. Wiederum möchte ich Ihnen nicht Gleiches mit Gleichem vergelten hinsichtlich der verschiedenen Boshaftheiten, mit denen Sie Ihren Brief gewürzt haben: sie haben technisch meine Bewunderung erregt und Sie werden nicht bezweifeln, daß auch ich in der Lage wäre, mir einige derartige Pointen einfallen zu lassen. (Den mit Personen und Verhältnissen weniger bekannten Lesern darf ich versichern, daß das rechtsrheinische Basel (Basilea minor), wo meine Väter hausten, den Wettbewerb mit Berlin, wo Herr Hirsch das Licht der Welt erblickte, wenn es d a r a u f ankäme, sicher mit mindestens gleich glücklichen Ausichten aufnehmen würde.) Aber wozu? Meine „journalistische Kunst“ haben ja auch Sie anerkannt, und mich lüftet zu wenig nach weiteren Lorbeeren, als daß ich das Bild, das wir mit einem Wettbewerb auf diesem Boden zusammen stellen könnten, erfreulich zu finden vermöchte. — Also dies sind die Seiten, von denen mich Ihr Brief eben nicht wirklich anrührt und nach denen ich ihn unbeantwortet lassen dürfen möchte.

Was mich an Ihrem Brief wirklich und ernsthaft bewegt, ist dieses: Ich hatte es unvorsichtigerweise nicht für möglich gehalten, daß Ihnen das Anliegen so ganz entgegen könnte, das ich in meinem Artikel zur Aussprache bringen wollte. — Darf ich es nochmals kurz zusammenfassen? Ich wollte darauf hinweisen, daß es für uns Akademiker und dann noch in besonderem Sinn für uns Theologen sachlich eine Ebene oder mindestens einen Punkt oberhalb oder jenseits der auch uns so oder so erfüllenden politischen Erregung geben müsse und dem entsprechend — ich bediente mich schon damals dieses Ihres Lieblingswortes — eine besondere „Leidenschaft“ oberhalb oder jenseits unserer mit dieser Erregung zusammenhängenden Leidenschaften. Ich wollte auf die Möglichkeit aufmerksam machen, eine Angelegenheit wie den Fall Dehn von jenem Oberhalb und Jenseits her und also anders als bisher geschehen: offener, sorgfältiger, abwägender, vorbehaltender, mehr an der Sache als an irgendwelchen Thesen und Parolen interessiert, in einigem Abstand zu dem Frakturdenken und Plakatreden der Parteiführer und Parteigänger, den „Jorn“ ein bißchen dämpfend und dafür den Geist nicht so sehr dämpfend, zu diskutieren. Auf die „dialektische Theologie“ habe ich doch (übrigens nicht als Erster, sondern in Aufnahme der Anregungen Ihrer Gesinnungsverwandten Eger in Halle und Hoffmann in Münster) nur hin-

gewiesen als auf den nächsten sinnvollen Gesprächsgegenstand abseits vom Gefummel des literarischen und sonstigen Straßenkampfes. Mein speziell auf Sie sich beziehender Schlusssatz lautete: „Ich hoffe aber, daß sein und mein primäres Interesse der Theologie und nicht der Politik gehört“. — Und nun sehe ich mit Verwunderung und Betrübnis, daß Sie auf dieses mein Anliegen in Ihrem umfangreichen Brief weder explizit noch implizit eingegangen sind. So wenig scheinen Sie es überhaupt bemerkt zu haben, daß es Ihnen nichts ausmache, genau das, was ich in Frage gestellt zu haben meinte, in schöner Naivität oder in schönem Troß einfach noch einmal zu tun. Wo sitzt die „Leidenschaft“ Ihres Briefes? Noch einmal restlos in Ihrem aufs neue abgelegten politischen Glaubensbekenntnis. Wer bin ich Ihnen? Ein Vertreter einer Ihnen nicht genehmen „religiös-politischen Haltung“, den Sie im Namen Ihrer eigenen entgegengesetzten „religiös-politischen Haltung“ und darum, wie es auch die Politiker der kleinsten Minderheiten zu tun pflegen, selbstgewiß im Namen des „deutschen Volkes“ anzureden und zu strafen haben. Was machen Sie mit mir? Sie versuchen es, mich niederzureden, wie man es eben wenigstens nach gewissen Rezepten mit politischen Gegnern zu halten hat. Wer muß Ihnen als Eideshelfer dienen und sich von Ihnen loben lassen? Der in diesem Falle wirklich arme De Quervain, weil Sie mit seiner politischen Einstellung zufrieden sind, obwohl Sie wissen und sagen, daß seine Theologie eine ganz andere ist als die Ihrige. Was ist Ihr ganzer Brief? Nichts Schlimmeres, aber auch nichts anderes als eben ein Stück politischer Agitation, bei der es genau nach den von Ihnen in Schutz genommenen Anweisungen von Hitler auf Erreichung bestimmter greifbarer Zwecke, auf die Behauptung und Befestigung von Machtpositionen abgesehen ist. Es hilft mir wirklich wenig, wenn Sie mich auf den zweiten Punkt Ihres Manifestes vom 27. Januar verweisen, wo Sie der Theologie „einerseits“ alle erdenkliche Freiheit des „Grübelns“ auch in Sachen der politischen Ethik zuerkennen wollen, um sie „andererseits“ unter eine Bedingung zu stellen, die in Ihrem Sinn und in Ihrem Mund, wie jede Zeile Ihrer Kundgebungen deutlich genug zeigt, nur das bedeuten kann, daß die Theologie, wo sie sich mit der Politik berührt — Sie reden, wie wenn es sich hier um die Haeresie aller Haeresien handeln würde! — sich hüten soll, von jener Freiheit einen anderen Gebrauch zu machen als den, der Ihren Vorstellungen von einem existentiell gebundenen Denken, von Deutschtum und deutschem Freiheitswillen entspricht und also nach Ihrem Urteil als Gehorsam gegen Gott in Betracht kommt. Wirklich eine köstliche und wahrhaft christliche Freiheit! Und noch weniger ist mir geholfen, wenn Sie mir versichern, daß Sie die Studenten in Göttingen nun doch nicht ganz im Stil jener merkwürdigen Eröffnungen Hitlers zu unterweisen pflegen. Das will ich glauben! Aber Günther Dehn ist nicht Ihr Göttinger Zuhörer und ich bin es auch nicht, und ihn und nun auch mich haben Sie nun eben doch hemmungslos in diesem Stil unterwiesen. Und wenn ich mich nun nicht auch auf diesen Stil einlassen und mich auf die Ebene begeben will, von der ich ja gerade abrufen wollte, was bleibt mir dann übrig, als Ihnen zu sagen, daß Sie mir auf das, wonach ich gefragt habe, mit keinem Wort geantwortet haben, und daß ich mit dem, was Sie an Stelle einer wirklichen Antwort zu mir gesagt haben, von A bis Z nichts anzufangen weiß?

Wie habe ich mich doch getäuscht, als ich jene Frage an Sie richtete mit der Erwartung, wenigstens für die Frage als solche bei Ihnen Gehör zu finden! Das ist's, was Sie mir, so wie die Dinge zwischen uns liegen, hätten antworten müssen: Es sei unbegreiflich, daß ich Sie und Ihre Theologie kennen und Ihnen zumuten konnte, Ihr primäres Interesse bei der Theologie und nicht bei der Politik zu haben. Mußte ich nicht wissen, daß Sie für die bei dieser Zumutung vorausgesetzte Unterscheidung und Überordnung nimmermehr Verständnis haben würden? Mußte ich Sie erst nötigen, noch einmal und noch einmal zu erklären, daß als „der Grundpunkt“ Ihres theologischen Verstehens von Volk, Staat und Krieg die in ihrer „Verwobenheit“ von Schöpfung und Sünde als göttliche Sehung direkt einzusehende menschliche Existenz und beileibe nicht eine der menschlichen Existenz und allen ihren Bestimmungen eindeutig und unumkehrbar gegenüberstehende Instanz anzusehen sei? Wie sollte es angesichts dieses Ihr und Ihrer Freunde Schrifttum beherrschenden „Grundpunktes“ nicht klar sein, daß Ihre theologische „Leidenschaft“ mit Ihrer politischen schlechterdings identisch sein muß? Daß ein Appell von der einen an die andere Ihnen gegenüber einfach keinen Sinn haben kann? Daß Sie im Falle Dehn nicht anders vorgehen konnten, als Sie es getan haben? Wie konnte ich von Ihnen verlangen, daß Sie sich für Dehns Magdeburger Vortrag, für den ganzen Hallenser Streit und schließlich auch für meinen Einwand noch in einem anderen Sinn interessieren sollten, als im Sinne dessen, was Sie die „deutsche Freiheitsbewegung“ nennen? Wie konnte ich Sie an ein Oberhalb und Jenseits der politischen Erregung erinnern wollen? Der Gehorsam gegen Gott fällt für Sie in der Sache, von der wir reden, nun einmal eindeutig zusammen mit dem Bewußtsein Ihrer „existenziellen Bindung an das deutsche Volk“, und dieses Bewußtsein ebenso eindeutig mit Ihrer bestimmten politischen Überzeugung. Wo und wie sollte es da ein Oberhalb und Jenseits geben? Vielleicht einen „Gott“, vielleicht ein „Evangelium“, vielleicht eine „Kirche“, die eine schlechterdings selbständige und überlegene „Leidenschaft“ für sich in Anspruch nehmen könnten? Vielleicht ein Gesetz, das sich auch und gerade gegen das bestgemeinte Ja! des reinsten menschlichen Willens wenden könnte? Vielleicht einen Glauben, eine Liebe, eine Hoffnung, die sich auf keinen Fall dialektisch in das Pathos von „Schöpfung und Sünde“ auflösen ließen? Vielleicht eine Theologie, die auch im Angesicht der Politik gerade nicht Politik würde, sondern Theologie bliebe? Nein, wie konnte ich Sie nur mit solchen Dingen behelligen wollen? Ich kannte doch Ihre Bücher und ich wußte doch, daß unter Voraussetzung der Hollschen Luther-Interpretation die Dinge ungefähr so laufen müssen, wie sie bei Ihnen, wie man anerkennen muß: in höchster Konsequenz, nun einmal laufen. Also: wie unverantwortlich habe ich mich getäuscht, als ich von dem Politiker Hirsch an den Theologen Hirsch meinte appellieren zu können. Ich hätte Sie mit dem, was ich sagen wollte, wirklich nicht mitanreden dürfen. Ich hätte Sie Ihrer Theologie bzw. Ihrem Zorn überlassen sollen. Ich will es auch gewiß nicht wieder tun.

Oder soll ich es doch vielleicht gelegentlich wieder tun? Gelegentlich und auf die Gefahr neuen Zornes hin doch auch Sie wieder daran erinnern, daß wirkliche theologische „Leidenschaft“ dort anfangen könnte, wo die Leidenschaften, die im Falle Dehn gewütet haben, aufhören, und daß es letztlich

auch im Interesse der Politik oder sagen wir jetzt: der Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes, liegen würde, wenn einige unter uns sich in jener Leidenschaft statt in diesen zusammenfinden würden? Ich werde es vielleicht doch gelegentlich wieder tun.

Da ich zu „Zorn und Abwehr“ Ihnen gegenüber keinen zureichenden Grund habe, darf ich Sie meines Gedankens auch ohne diesen Zusatz versichern.

Mit freundlichem Gruß!

Ihr Karl Barth.

Antwort von Emanuel Hirsch an den Herausgeber.

Sehr verehrter Herr Doktor Stapell!

Ihre Bitte, auf das Schreiben Karl Barths an mich eine Antwort zu geben, stellt einen hohen Anspruch an meine Überwindungskraft, und fast hätte ich es abgelehnt. Um der Sache willen schreibe ich Ihnen nun dennoch diesen Brief, mit der Erlaubnis, ihn so wie er ist, drucken zu lassen. Mehr ist mir nicht möglich.

Das ganze Schreiben Barths ist ein einziger großer Beleg für die Aussage meines offenen Briefs, daß Barth als Schweizer, der zu uns Reichsdeutschen nicht hinübergefunden hat, einen deutschen Christen in seiner gegenwärtigen inneren Lage nicht verstehen kann, und — so muß ich jetzt hinzufügen — nicht verstehen will. Er hat wohl gelesen, was Sören Kierkegaard durch Johannes Climacus in der Unwissenschaftlichen Nachschrift sagt über die Schwierigkeit der Aufgabe, in dem absoluten Verhältnis zu dem absoluten Telos das relative Verhältnis zu den relativen Tele so zu bewahren, daß man als wahrhaftiger Mensch mit ganzem Ernste und ganzer Treue in diesen relativen Tele lebt. Wenn ihm dann aber die paradoxe Durchspannung des Lebens und der Reflexion durch diese Doppelhaltung bei deutschen Christen, die die gegenwärtige Lage ihres Volkes vor Gott durchleben, begegnet, dann versagt ihm mangels von Erschlossenheit für deutsche Volksnot das Verständnis. Dann verlangt er vom deutschen Christen, daß er sein Menschsein als Deutscher beschädige und die Spannung der Doppelhaltung durch Halbheit im Irdischen auf ein Maß herabsetze, das ihm noch als bei einem Christen und Theologen verständlich erscheint. Und wenn das der deutsche Christ und Theolog nicht tut, dann glaubt ihm Barth den christlichen und theologischen Ernst nicht mehr. Dann weiß er, daß Gott, Evangelium, Glaube, Liebe, Hoffnung, Kirche für so einen deutschen Christen keine von dem Irdischen unabhängige Bedeutung haben.

Soll ich ihm nun so darauf antworten, daß ich ihm meine christliche Innerlichkeit und meinen theologischen Ernst beteuere? Wer dergleichen täte, würde ja nur verraten, daß er nicht weiß, was es mit dem wahren Ernst und der wahren Leidenschaft des Glaubens und seiner Reflexion auf sich hat. Und selbst wenn ich eine mögliche indirekte Form fände, — was würde das nützen dem Herzenskündiger Barth gegenüber, der meine theologischen Schriften gelesen und in ihnen hinter der Maske des Theologen den nach Macht verlangenden deutschen Politiker gefunden hat? Er, der so die Unrechtheit meiner scheinbaren theologischen Bemühung und Leidenschaft durchschaut hat, er würde sich durch solche Winkelzüge einer sich selbst nicht kennenden Individualität gewiß nicht beirren lassen.

Was ist mit dieser Lage zwischen ihm und mir eingetreten? Ich hatte Barth gebeten, die schweizerische Perspektive auf deutsche Dinge nicht mit seinen theologischen Grundausagen zu verwechseln, und auf diese Weise das Meine dazu zu tun gesucht, daß die sogenannte dialektische Theologie nicht mehr mit internationalen Hypotheken belastet wird, die mit ihr nichts zu tun haben. Ich wollte warnen vor dem Mißbrauch religiöser und christlicher Kategorien wider den Willen zur Freiheit und zur Deutschtum. Was habe ich erfahren? Eben diesen Mißbrauch in der konkreten Anwendung wider meine eigne Haltung. Karl Barth scheint also entschlossen zu sein, eben in das hineinzurennen, was ich in den Schlußworten meines Briefs als seine ernste Gefahr erkennen ließ. Er bleibt dabei, aus den Schranken seiner Lebensbemächtigung tatsächlich eine Angelegenheit der deutschen Theologie und der Kirche zu machen.

Nun gut. Die Frage, ob ihm das gelingt, steht nicht bei ihm und nicht bei mir. Sie steht bei den deutschen Theologen und Christen, die meinen offenen Brief an Karl Barth lesen, hinter Barths Antwort her noch einmal lesen, und ihn aufrichtig in ihrem Gewissen wägen. Mir persönlich aber bleibt nichts übrig, als mich einfach getrost jedem Angriff preiszugeben, mag er nun gegen meine christliche oder theologische oder auch gegen meine menschliche Ehre richten. Es gehört als Teilaufgabe mit zu dem Dienste am Evangelium, der mir als Professor der Theologie aufgetragen ist, daß ich meiner Kirche zu helfen suche, auf die rechte Weise und mit der rechten Wegweisung sich hineinzufüllen in die ihr von Gott vor die Füße gelegte gegenwärtige deutsche Wirklichkeit. Was mir um der Erfüllung dieser Pflicht willen widerfährt, das muß ich aushalten und meinen Weg weiter gehen „durch gute Gerüchte, durch böse Gerüchte“.

Ich hoffe, sehr verehrter Herr Doktor, bei Ihnen auf ein Verständnis für diese Haltung.

Göttingen, den 21. April 1932.

Ihr aufrichtig ergebener

Emmanuel Hirsch.

Der Neocalvinismus und die Politik.

1.

Das Christentum ist nicht nur in zwei, sondern in drei Bekenntnisse aufgespalten. Ich sage nicht: in drei „Kirchen“ aufgespalten. Es gibt, nach dem Bekenntnis aller Christen, nur Eine heilige allgemeine christliche Kirche; die irdischen, institutionellen Kirchen können nicht als „gleichberechtigte“ Aufspaltungen (Differenzierungen) jener „Einen heiligen“ verstanden werden; denn ein solches philosophisches, biologisches oder historisches „Verständnis“ wäre — eine vierte Kirche, welche die andern drei relativiert und sich selbst als absolut setzt. Die irdischen Kirchen schließen als Kirchen einander aus. Jede hat eine andre Beziehung zur „Einen heiligen“, und diese Beziehung ist dogmatisch gegeben, gehört also zum Wesen der Kirchen. Welche von den Kirchen nun die „wahre“ und welcher Anspruch der „rechte“ sei, darüber sind nur zwei Instanzen der Entscheidung denkbar: die Vernunft und Gott. Die Vernunft entscheidet logisch, Gott aber substanzuell. Die Vernunft entscheidet durch eine philosophische oder historische Theorie,